

Anders der Romanautor Parini: Statt ebenfalls Dokumente für sich sprechen zu lassen, wollte er als Romancier glänzen und zugleich eine Filmvorlage liefern. So ergibt sich zwar ein plastisches Bild der Ehe tragödie, aber kitschige Formulierungen beschädigen die im Nachwort betonte Nähe zu den Quellen. So wenn der Autor Sofja Tolstaja über ihren Mann mit diesen Worten sprechen lässt: »Er hob das feurige Schwert der Liebe und nahm mich.«

Die Geschichte dieser Frau an der Seite eines bewunderten, geliebten, gehassten und wieder geliebten großen Schriftstellers ist zugleich die Tragödie einer verkannten und sich selbst zeit- lebens unterschätzenden Dichterin. »Meine Werke betrachtete ich stets mit einer gewissen herablassenden Ironie und sah in dieser meiner Beschäftigung Vorwitz«, schrieb sie drei Jahre nach Tolstois Tod in ihren knappen Memoiren, die 1921, zwei Jahre nach ihrem Tod, in einer russischen Zeitschrift erschienen. Doch nicht nur als Autobiographin und Diaristin, auch als Briefautorin stand sie ihrem Mann kaum nach. Die Briefe, die die Tolstois sich über Jahrzehnte hinweg schrieben, gehören ebenfalls zu den großartigen Dokumenten dieser Ehe.

Die Witwe nutzte seine Briefe später als Beleg dafür, dass die gegenseitige Liebe trotz aller zerstörerischen und selbst- zerstörerischen Krisen bis zum Ende fortwährte: Sie selbst gab 1913 eine Auswahl heraus, was die öffentliche Wahrnehmung ihrer Person tatsächlich positiv beeinflusste. Der russische Tolstoi-Biograph Viktor Schklowski resümiert: »Wenn wir Briefe Sofja Andrejewnas an Tolstoi lesen, wird ersichtlich, dass sie ihren Gatten liebte und sogar auf ihre Art zu behüten suchte. Und trotzdem war das, was sich im Hause abspielte, entsetzlich.«

Ihre eigenen Briefe stellte Tolstaja ebenfalls druckfertig zusammen, versah sie sogar mit Anmerkungen, traute sich dann aber nicht, das Konvolut zu veröffentlichen – so wenig wie ihren Roman. Erst 1936 erschien in Russland eine Auswahl aus den rund 660 erhaltenen Briefen an ihren Mann. Dessen

Briefe an sie, 840 an der Zahl, wurden 1938 in einem eigenen Band der gesammelten Werke Tolstois publiziert. Im Jahr 2010 erschien im Insel Verlag auf Deutsch eine gemeinsame Edition der Briefe von beiden unter dem Titel *Eine Ehe in Briefen*, ausgewählt und übersetzt von den Autorinnen der Tolstaja-Biografie. Es gibt wohl kaum eine Schriftstellerehe, die von Olga und Arthur Schnitzler vielleicht ausgenommen, die so gut dokumentiert ist, über die es derart viele schriftliche Zeugnisse gibt.

Noch ein halbes Jahr vor seiner Flucht ließ Tolstoi einen Brief mit den Worten enden: »Lebe wohl, meine liebe, alte Frau. Ich küsse Dich. Ich hoffe auf ein Wiedersehen.« Und im Oktober 1910: »Ich danke Dir für Dein getreues, achtundvierzig Jahre langes Leben mit mir, und ich bitte Dich, mir alles zu verzeihen, womit ich mich vor dir schuldig gemacht habe, ebenso wie ich auch Dir vom ganzen Herzen alles vergebe, womit Du Dich vor mir schuldig gemacht haben könntest.« Ein ambivalentes Fazit.

Wie anders die Antwort der Gattin auf den endgültigen Abschiedsbrief ihres Mannes. Verzweifelt bat sie ihn um Rückkehr: »Ljowotschka, Freund meines ganzen Lebens, ich werde alles, alles tun, was Du willst, jeglichem Luxus gänzlich entsagen; ich werde mit Deinen Freunden gut umgehen, ich werde mich ärztlich behandeln lassen, ich werde sanft sein.« Aber sie ahnte, dass es zu spät war, und schloss: »Nun lebe wohl, lebe wohl, vielleicht für immer.«

KOPFSPRÜNGE IN DIE EINSAMKEIT

ANDRÉ GIDE

Im Leben des französischen Schriftstellers André Gide gab es vier Leidenschaften: das Klavier, die Knaben, das Reisen und das Tagebuch. Alles andere waren Aufgaben aus Pflicht oder Neugier, allenfalls aus einer gewissen Neigung: Ehe, Vaterschaft, das politische Engagement, ja, selbst das literarische Werk außerhalb des Journals. Er hielt sich von den politischen Diskussionen und Kämpfen seiner Zeit nicht fern, zählte aber seine entsprechenden Schriften nicht zum literarischen Werk. Er war verheiratet, zeugte aber mit einer anderen Frau ein Kind und huldigte der Knabenliebe der alten Griechen, die er am liebsten zum Erziehungsideal erhoben hätte. Er war Nobelpreisträger, Naturbeobachter, Leser und Chronist.

Am Klavier brachte er es schon als Kind zu einiger Meisterschaft. Und zeitlebens sollte ihn der Gedanke nicht verlassen, dass ein Virtuose aus ihm hätte werden können, wenn er nur früh genug den richtigen Lehrer gefunden hätte. Zeitlebens hat er gespielt, geübt, oft stundenlang. Er suchte Perfektion; stümperhafte Darbietungen stießen ihn ebenso ab wie eine zur Schau gestellte Brillanz, die sich selbst und nicht die Musik in den Vordergrund rückte.

Das Tagebuch gab ihm, wie er schrieb, die Möglichkeit, mit sich selbst zu plaudern, »mich auf meine Seite zu stellen«, treuer Begleiter durch ein langes Leben. In welchem Alter Gide die ersten Notizen machte, ist unbekannt. Offiziell begann er sein Tagebuch im Jahr 1889, im Alter von zwanzig Jahren. Er hat aber auch schon davor ein Tagebuch geführt; einiges davon hat er später vernichtet, anderes ist in seinen literarischen Erstling eingeflossen, die 1891 publizierten *Hefte des André Walter*. Manche Seiten sind laut eigener Auskunft »wortwört-

lich« aus den Jugendtagebüchern übernommen. Sechs Jahrzehnte umfasst der Korpus des von ihm für die Öffentlichkeit bestimmten Journals. Die letzten Eintragungen stammen vom Sommer 1949; damals notierte der Endsiebziger mit bezwingender Altersironie: »An gewissen Tagen scheint es mir, als könnte ich, hätte ich nur eine gute Feder, gute Tinte und gutes Papier bei der Hand, ohne Mühe ein Meisterwerk schreiben.« Es folgen noch ein paar kurze Eintragungen, dann – ein halbes Jahr danach, im Januar 1950 – eine Art Postskriptum samt Unterschrift: Er, Gide, glaube, dass die letzten Notate den Abschluss des Tagebuchs bilden. Damit ist gemeint: den Abschluss eines lebensbegleitenden Diariums – und den Abschluss des literarischen Werks überhaupt. Der letzte Teil des Tagebuchs erschien in Frankreich noch im selben Jahr, mithin – wie auch die vorausgegangenen Tagebuchbände – zu Lebzeiten des Autors, der am 19. Februar 1951 in seiner Geburtsstadt starb und in Cuverville beigesetzt wurde, jenem Landsitz im Pays de Caux in der Normandie, der sein Refugium war und über all die Jahre hin als Gegenpol zu Paris und der übrigen Welt im Tagebuch regelmäßig auftaucht. André Gide, am 22. November 1869 in Paris geboren, wurde 81 Jahre alt.

Von dem frühen Vorsatz Gides, »täglich einige Zeilen zu schreiben«, war es nur ein kleiner Schritt zur ersten grundsätzlichen Bekundung des Scheiterns: »Weiße Blätter seit über einem Monat. Von mir zu sprechen langweilt mich; ein Tagebuch ist nützlich bei bewussten, gewollten und schwierigen moralischen Entwicklungen. Man will wissen, wie man dran ist. Was ich aber jetzt sagen könnte, wäre nur ein Wiederkauen meiner selbst.« Aber natürlich schrieb er weiter. Gides Tagebuch lebt aus und in seinen Widersprüchen. Ungeduld, ja Verzweiflung packte ihn häufig, wenn er Teile wiederliest oder – noch in der Anfangsphase im Jahr 1893 – sogar noch einmal alles bis dahin Geschriebene. Er könne nur Hochmut entdecken und empfinde »unbeschreiblichen Widerwillen« und verspürt den Wunsch, sich überhaupt nicht mehr mit sich

selbst zu beschäftigen. Er glaubt zu erkennen: »Der Wunsch, diese Tagebuchseiten gut zu schreiben, nimmt ihnen jegliches Verdienst, selbst das der Aufrichtigkeit. Da sie an keiner Stelle gut genug geschrieben sind, um literarischen Wert zu haben, bedeuten sie nichts mehr; schließlich spekulieren sie alle auf Ruhm, auf künftige Größe, die sie interessant machen würde. Das ist zutiefst verächtlich.« Folgt eine Anmerkung, ein neun Jahre später verfasster Zusatz: »Mittlerweile habe ich dieses erste Tagebuch fast vollständig verbrannt.«

Viel gelitten, viel genossen

Gide nahm sein Tagebuch überaus wichtig und versuchte von Anfang an, es in eine Form zu bringen, die vor den kritischen Augen der Öffentlichkeit standhalten könnte. Ob Literatur oder nicht: gelungen sollte das Geschriebene sein. Bisweilen aber versuchte sich Gide ganz entspannt zu geben, sein Tagebuch einfach zu genießen: »Ich empfinde von neuem das größte Vergnügen – und zwar ganz gleich, wie – in dieses Heft zu schreiben. Ich sehne mich schon, während aller Beschäftigung des Tages, nach dem Augenblick, wo ich mit ihm allein bin«. So 1905.

Im Jahr darauf fand er »keinerlei Geschmack mehr an diesem Tagebuch«. Mitten im Ersten Weltkrieg dann wieder – Gide musste nicht an die Front – war ihm das Tagebuch Stütze und Antrieb: »Täglich in dieses Heft schreiben: Gute Disziplin, die mir stets gutgetan hat.«

Nicht viel anders im Zweiten Weltkrieg. Im Februar 1943 las sich Gide durch, was er von Anfang 1942 bis zu diesem Zeitpunkt, wo er sich in Tunis aufhielt, in seinem Tagebuch notiert hat. Wieder einmal gab er sich entmutigt. Er könne sich nicht dazu beglückwünschen, dass er sich gezwungen habe, jeden Tag etwas einzutragen. Aber: »Dieses letzte Heft wurde mir zum Rettungsring, an den sich der Schiffbrüchige